

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 88.

Donnerstag, 9. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er war begeistert über ihr rasches Verstehen. „Ich habe lange geschwankt“, gestand er.

„Nein“, fiel sie ins Wort. „Sie müssen getrennt sein. Dieser Herr wird doch auch Familie haben. Er wird Gäste und Freunde bei sich empfangen, die nicht nur gelehrte Sachen sprechen, die vielleicht nur plaudern und lachen wollen. Wenn man solche Sammlung toter Dinge in der Wohnung läßt, wird sie wie ein Gespenst sein.“

„Am hellen Tage sind Gespenster aber kaum zu fürchten.“

Sie trommelte nervös auf den Papieren. „Ich könnte mir denken, daß dies Gespenst allem Lebenden den Atem nimmt. Denken Sie: eine fern-heraangehende, die beständig in das Heute hineingrinnt!“

„Sie reden sehr geschickt“, sagte er mit ehrlicher Bewunderung. Nie hatte er sich träumen lassen, daß man mit einer Frau über diese Dinge so reden konnte.

„Also es bleibt dabei“, entschied sie sachlich. „Der Aufbau muß einen anderen Charakter tragen, und darum muß der Grundriß hier geändert werden.“

Ihr Eifer steckte ihn an. Er blätterte die Papiere durch. „Gedacht habe ich auch schon daran. Ist das nicht merkwürdig? Sehen Sie hier. Es ist nur eine Skizze, aber Sie werden es schon begreifen. Ein großer, ovaler Raum mit zwei Stockwerken, die Zwischendecke durchbrochen, so daß eine innere Einheit hergestellt ist.“

„Ich würde als Verbindung Wendeltreppen nehmen.“

„Ausgezeichnet. Sie nehmen wenig Platz fort.“ Er zeichnete in die Erde ein paar Striche. „Da hätten wir die Wendeltreppe“, meinte er lachend.

Sie stimmte ein. „Wir bauen schnell und solide.“ „Ja, wir wollen eine gemeinsame Firma aufmachen. Das nötige Kleingeld pumpen wir schon zusammen.“ Seit Jahren war er nicht so fröhlich gewesen. „Ich bin Ihnen ja so dankbar.“

„Mir? Aber wofür denn?“

„Sie gaben mir das Beste, was man einem Manne, den das Leben enttäuscht hat, geben kann: Mut.“

Sie schlug in seine dargebotene Hand ein. „Ich möchte Ihnen recht viel davon geben“, sagte sie ernst. Ihre Hand war fest und warm. Es war eine kleine, tapfere Hand. Nadelstiche sah man an den Fingerspitzen nicht. Das blieb ihr also erspart. Man mußte dem Leben viel zugute halten, daß es ihr das erspart hatte. Wieviel Kraft und Lebenshoffnung strömte von dieser Hand auf ihn über! In dieser Stunde glaubte er an das Gelingen seiner Arbeit. Er war ganz heiß vor Aufregung.

Er nahm vorsichtig ihre Hand und küßte sie.

„Nicht!“, wehrte sie errötend ab. „Man wird auf uns aufmerksam.“

„Könnte Ihnen das schaden?“, fragte er besorgt. „Ich meine, in Ihrer Stellung oder — entschuldigen Sie, wenn ich Dummheiten sage, aber ich weiß nichts von Ihrem Leben. Und das ist ja auch nicht nötig. Denn den Menschen kenne ich doch.“

„Ich bin ein Mädchen“, fiel sie schnell ein, „und Sie müssen ein Mädchen von heute nehmen wie es ist.“

Raten Sie nicht allzuviel; es lohnt sich am Ende nicht. Nun muß ich aber gehen.“

Also doch eine Stellung — dachte er. „Sie sollten nicht arbeiten, Fräulein Johanna. . . Sie sollten im Sonnenschein des Lebens stehen, ja, das sollten Sie.“

Aber da war sie schon aufgestanden, um das bedienende Fräulein heranzurufen.

6.

Georg Dollingen hielt in seiner Arbeit inne. Es hatte wenig Zweck, an diesem Schulbau zu arbeiten, wenn mitten in den Strichen und Buchstaben ein Mädchenkopf mit goldbraunen Augen schwebte: nun ernst, kühl beherrscht wie bei einer großen Dame der Gesellschaft, nun bescheiden, fast verlegen lächelnd wie ein kleines Mädel.

Wenn man diese Geliebte nicht sieht, mußte man schreiben. Denken allein genügt da nicht, und Träume verwirren nur. Aber, wenn man an die Geliebte schreiben will, muß man wissen, wo sie wohnt. Man mußte ganz einfach ihre Adresse wissen. Es hatte keinen Zweck, das der Fingigkeit der Deutschen Reichspost zu überlassen. . . Aber ich weiß nicht, was sie nach allgemeiner bürgerlicher Begriffs ist, noch wo sie wohnt.

Coriolan redet seine Frau an: „Mein holdes Schweigen!“ Ich werde sie anreden: „Mein liebes Rätsel!“ Ja, das könnte ich schreiben und sie würde wohl weiterlesen. Aber wohin kann ich den Brief senden? Man könnte im Adreßbuch nachsehen, in diesen unförmlichen Wälzern, der wohl viele ihres Namens verzeichnete. Es gab ja auch ein Einwohnermeldeamt — was für ein Wort übrigens! —, aber das war zu banal und es paßte nicht zu ihm.

Nein, alles war schön, so wie es war: so voller Ahnung und Spannung. Was nützte es ihm, zu wissen, daß sie etwa Empfangsdame bei einem Arzt war, oder Mannequin? Er lachte laut auf. Nein, Mannequin war sie nicht: dann wäre sie nicht so schlicht und bescheiden gewesen.

„Mein, liebes Rätsel“, jagte er halb laut und fuhr erschrocken zusammen, als der Kollege fragte, ob er Kreuzworte löse.

Da Vorbed bei dem Empfang irgendeiner offiziellen Persönlichkeit war, brachen sie zeitig auf.

Aber Georg Dollingen kam deswegen nicht früher nach Hause. An der Bordschwelle draußen stand ein Motorrad, in dessen Beiwagen eine kleine Dame mit rotem Mischkopf mit Hugo Krille plauderte, der daneben stand. Es gab keinen Menschen, den er jetzt lieber gemieden hätte. Aber Krille winkte ihm so eifrig zu, daß an ein Entweichen nicht zu denken war. Er mochte den jungen Menschen, der den Dollingens bei ihrer Ankunft in Berlin so tatkräftig geholfen hatte, auch nicht vor den Kopf stoßen.

„Glück muß der Mensch haben!“, rief Krille. Er stellte gleich vor: „Mein Freund Dollingen — und hier Fräulein Krille, die Schönheitskönigin vom nächsten Jahr.“

Dollingen begrüßte die junge Dame, die ihn un-

geniert anläßt. „Wir werden uns heute Abend in der Bar wiedersehen. Werden Sie auch mit mir tanzen?“

„Ich fürchte, ich werde keine Zeit haben. Außerdem kann ich nicht den kleinsten Charleston.“

„Herrje! Hugo, hast du gehört. Und so was erlaubt die Polizei?“ Für ihren feierlichen, fremdartigen Namen sprach sie recht vulgär.

Dollingen zuckte die Achseln. Fräulein Cyrille war ihm gerade so gleichgültig, wie die Wachsamen in jenem Friseurschaufenster.

„Du warst gestern Abend bei mir?“

„Zawohl! Aber Fräulein Malwine hat mich nicht allzu kordial empfangen. Ich glaube, deine Leute lieben mich nicht sehr heftig.“

„Das weiß ich nicht. Aber du darfst nicht vergessen, daß sie ihre Sorgen haben.“

Krille wirbelte sein Stöckchen durch die Luft, piff ein paar Schlagertakte und sagte endlich: „Ne, ist du, ich habe keine.“

Dollingen nickte gedankenlos. Er war heute ein schlechtes Echo für fremde Räte.

„Geld müßte man in die Finger bekommen. Hier in Berlin liegt's ja auf der Straße. Man muß bloß zugreifen.“

Dollingen lächelte. Er kannte Krille gut; so klar und vernünftig er in kleinen Dingen war, so lebhaft wurde seine Phantasie, wenn es sich um große Summen handelte. Er hatte immer große Geschäfte im Kopf. Mit einem Schlage reich werden — das wollten sie ja alle hier, diese Goldgräber im Asphalt.

„Hast du wieder eine Idee?“, fragte er spöttisch. Krille wußte immer solche Möglichkeiten, die vorher von anderen ausgenutzt wurden. Gleich er nicht dem abgerissenen Kolporteur, der das Büchlein „Wie werde ich reich“ an den Hintertüren anpries?

„Getroffen.“ Krille drängte sie näher an ihn, als ob einer der Passanten ihm die Idee ablauschen wollte. „Mit der Motorgeschichte ist nicht viel zu machen, obwohl mein Chef sich todanständig gegen mich benommen hat, nee wirklich. Aber ich komme nicht mal in den Nürnberg-Ring und den Preis da schneffelt ein anderer. Na, es gibt ja noch allerlei und anderes.“

„Schief los, mein Freund. Mein Magen knurrt.“

Krille fingerte in der Zigarettasche nach dem Kaugummi, ließ ihn dann aber und sagte nachlässig — viel zu nachlässig für die Vorbereitung —: „Da ist in meiner Firma, du weißt, die Motor-A.-G., so ein Vertrag. Eigentlich ist es gar kein Vertrag. Noch nicht. Erst ein Vorschlag, eine Kalkulation für eine große Lieferung.“

„Nun, und?“ Dollingen hatte keine Ahnung, worauf der andere hinauswollte.

„Die Konkurrenz ist mächtig dahinter“, klang es im Berchwörterton. „Du verstehst, sie hat ein riesiges Interesse daran, zu erfahren, was meine Firma für ein Angebot macht. Es ist eine Mordslieferung, und wer sie macht, hat ein Bettlauge mehr auf der Suppe.“

„Meinetwegen. Was geht das mich an?“

Krille schob seinen Arm unter den Dollinaens. „Du hast eine lange Leitung, hab' ich schon immer gesagt. Also hör' zu: Ich könnte das Papier in die Hand bekommen. Ich brauche nur einen dritten Mann, bei dem man das Ding nicht vermutet. Na?“

Dollingen löste seinen Arm. „Warum erzählst du mir das alles?“ Er lachte. Er nahm Krille nicht ernst.

„Niemand wird bestohlen“, fuhr dieser aufgeregt fort. „Es ist nur so ein Geschäftskniff. Jeder macht so was. Ich habe die Fühler bischen ausgestreckt: die Konkurrenz würde gut und gern ein paar Tausender dafür springen lassen. Für nichts ist nämlich nichts. Na, und du könntest doch auch etwas Mammon gebrauchen, wie?“

„Zweifelloos. Aber was habe ich denn damit zu tun?“

Krille kniff die Augen zusammen. „Ich könnte ja zum Beispiel in meiner Mappe das Papier in die Bar bringen und du verwahrst es in deinem Fach. Dort kann es der andere dann nehmen. Ehe die Bude ge-

schlossen ist, ist es abgeschrieben und morgen früh liegt es wieder wohlverwahrt im Schrank. Kein Pferd merkt was.“

Also eine richtige Kriminalgeschichte! Dollingen lachte. „Du bist verrückt. Nun muß ich aber nach Hause.“

Als sie wieder an dem Motorrad standen, sagte Krille zu seiner Freundin mit heiserem Lachen: „Wir unterhielten uns eben darüber, wie man zu Geld kommt.“

„Au, sein!“, schrie Fräulein Cyrille. „Da halt' ich mit. Ich bin nämlich gründlich ausgemistet. Und wenn man mich auf den Kopf stellt, es fällt kein Fünfmarschein raus. Schief los! Willst du beim Juwelier in der Tauenkienstraße einbrechen?“

„Nee, ist zu gewagt. Na, und du tätest ja deine Klappe auch nicht halten.“

„So ein kleines Perlenhalsband täte meiner Mutter Tochter gar gut stehen.“

„Quatsch mit Soße. Na, wir sprechen noch mal darüber. Wie findest du übrigens, daß unser Bild im Sportblatt durch Abwesenheit glänzt? Morgen pendele ich mal zu. Redaktion und sage meine Meinung. Man ist blamiert vor der Firma.“

Dollingen verabschiedete sich ziemlich kurz. Als er den Bahnhof der Untergrundbahn betrat, hatte er Krilles abenteuerlichen Vorschlag schon vergessen.

Aber er wurde noch am gleichen Abend daran erinnert. Als er um die Ecke der Friedrichstraße bog, stand Krille wartend da. Er war diesmal allein und begann gleich mit einer Art erbitterten Eifers von seinem Plan zu sprechen. „Du solltest dir die Sache überlegen.“

Sie bog in die Jägerstraße ein, und Dollingen sagte freundlich: „Es gibt famose Noten dort. Ich habe sie alle durchprobiert.“

„Es ist eine Gelegenheit, die nicht sobald wiederkehrt. Vielleicht überhaupt nie. Tausende sind mit nichts zu verdienen.“

„Ich werde so viel musikalischen Unsinn verzapfen, daß sie heulend wie Hunde herauslaufen, womöglich zu richtiger Musik.“

„Und, wie gesagt, direkt ungeheuerlich ist es nicht. Nur ein Geschäftstrick. Dich geht's ja am Ende auch nicht das Schwarze unterm Nagel an, ob die Motor-A.-G. den Auftrag kriegt oder eine andere.“

„Hoffentlich dauert es nicht zu lange. Polizeistunden haben doch auch ihr Gutes. Man merkt das erst, wenn man selber davon profitiert.“

Endlich gab Krille es auf, sich mit Dollingen zu verständigen. „Ich schreibe dir, sobald es soweit ist.“ Es klang fast wie eine Drohung oder doch wie eine Beschwörung.

Ich werde mir diesen phantasievollen Knaben in Zukunft vom Leibe halten — dachte Dollingen, während er der Estella-Bar zuschritt. Und das gutmütig angenommene Du hat auch seinen Sinn verloren. Mutter hat schon recht. Wer arm ist, muß doppelt vorsichtig und exklusiv im Umgang sein. Er erwiderte den Gruß des Nigger-Portiers mit einem so kühlen, herablassenden Gruß, als wäre er der erste Gast dieses angebrochenen Abends.

(Fortsetzung folgt.)

Blumen und Frauen.

Von Ellen-Erna List.

Blumen sind Wirklichkeit gewordene Märchen.

Der Mann beobachtet eine Frau aufmerksam, wie sie mit Blumen umgeht — das ist sicherer als Psychoanalyse!

Von einer Frau wird wohl nirgends so viel Individualität verlangt wie beim Anordnen von Blumen.

Bornehme Zurückhaltung und „parfame Verschwendung“ fordern Blumen von uns — zarteste Gebilde von Meisterhand!

Der Frühling ist da!

Von Georg Mühlen-Schulte.

Ich ging zu meinem Hauswirt und sprach: „Herr Holländer, seit dem letzten Rohrbruch ist mein Schlafzimmer feucht. Es wachsen Pilze an den Wänden, und über meinem Bett bilden sich große Flecke aus grünem Moos.“

Holländer antwortete mit schwärmerischem Augenaufschlag: „O, Sie Glückskind! Was gilt die Wette, — in ein paar Tagen werden Sie ein vierblättriges Kleeblatt an Ihrer Wand finden!“

Der alte Prell ist und bleibt ein Schesal. Bis an das Kinn in wollene Decken gehüllt, sitzt er daheim in seinem Sessel.

„Aber, Herr Prell, schon wieder in schlechter Laune?“ fragt ihn ein Besucher.

„Na, soll ich in exster Laune sein? Meine Wohnung ist dem Ostwind ausgesetzt, es weht durch alle Ritzen, ich hab' zwölf Grad im Zimmer, meine Tulpen sind erfroren, und der einzige Umstand, woran ich merke, daß der Frühling beginnt, ist, daß meine Frau Sommerprossen kriegt!“

Am 1. November hatte sich Otto Bellmann bei dem Schneidermeister Venz einen Frack, einen Smoking und zwei neue Jackettanzüge im Gesamtwerte von 1200 Mark bauen lassen. Auf diese Summe zahlte Otto 200 Mark an, und für den Rest gab er einen Wechsel, der am 1. April fällig sein sollte.

Der 1. April kam. Otto erwachte frühmorgens gegen elf, rief sich die Augen und richtete sich im Bett auf. In diesem Moment hörte er draußen auf dem Flur das Mädchen singen: „... die Finken schlagen auf dem Flur das Mädchen singen: ...“

Unverzüglich sprang Otto aus dem Bett, riß die Tür auf und raunte: „Am Gottes willen, sagen Sie ihm, ich bin nicht zu Hause!“

Auf der Bad der „Anne Dwasfider“, mit 1000 Tonnen imittierter Bronzewaren für die Fremdenindustrie Indiens unterwegs, saßen zwei Hamburger Seeleute.

Der eine nahm die Pfeife aus dem Mund, spudte im Bogen und sagte: „Bull merkt unsereins nich vom Frühling, dat is ja woll wahr. Aber einmal war's doch merkwürdig. Da war ich auf ein Schip, das hatte einen Mast aus frischem Buchenholz, und wie nu der März da war, da fing doch das Holz an, ausszuschlagen, und es trieb und trieb, und wie ich einen Morgen an Deck komme, da seh' ich doch einen richtigen grünen Wipfel über mir, das is bestimmt wahr.“

„Mag ja sind“, sagte der andere Seemann, „awerst, wenn du mich lecht vertellst, dat in die nächste Nacht uf deinen Mastbaum die Auerhähne jebalzt ham, dann läßt dat Mausschellen!“

Fischers und Runos machen, mit allerhand Akuna schwer beladen, einen Ausflug ins Freie. Sie rasten am Waldestrand, breiten ein Tisch Tuch auf dem Boden aus, legen die mitgebrachten Vitamine darauf und beinamen zu speisen.

Nach einer Weile sagt Frau Fischer: „Such, Frau Runo, an Ihrem Talmisföfel füt 'ne Goldfille!“

Darauf antwortet Frau Runo pikiert: „Es kann eben nich alles so schön zusammenpassen wie bei Ihnen. An Ihrem selbtgebadenen Napstuchen füt nämlich 'n Nistfäfer!“

In einer milden Frühlingsnacht ist das Wunder geschehen: Auf dem Buchthaushof in einem Mauerwinkel ist dem fargen Boden ein Beilchen entsprossen.

Auf ihrem Rundgang bleiben die Gefangenen stehen und bestaunen die Blume. Dann sagt Gebläse-Karl, der noch sechs Jahre abzumachen hat, mit einem schweren Seufzer: „Sehr schön, det Beilchen! Bloß schade, det 's feins mit 'm „ß“ is!“

Ein biederer Mann aus dem Volke stand alle Morgen an dem kleinen Teich des Stadtparks. Ein Entlein war auf dem Teich beheimatet. Alle Morgen widelte der biedere Mann aus dem Volke ein Stullenpaket aus und fütterte das Entlein.

Ein düsterbildender Herr beobachtete den biedereren Mann aus dem Volke. Er erkundete seine Adresse, und am nächsten Sonntag erschien er in der ärmlichen Behausung.

„Lieber Freund!“ sagte der Besucher zu dem biedereren Mann aus dem Volke, „ich komme, um Ihnen zu danken, denn Sie haben mir den Glauben an das gute Prinzip im Menschen wiedergegeben. Nämlich, ich habe mitangelesen, wie Sie alle Morgen Ihr farges Frühstück mit dem Entlein im Stadtpark teilten und wie dank Ihrer Fürsorge aus

dem kleinen Entlein eine große, stattliche Ente wurde. Sagen Sie mir bloß, was bewegt Sie zu solcher Tat der Selbstauopferung?“

„Na, det is doch ganz klar“, antwortete der biedere Mann aus dem Volke. Und indem er die Küchentür öffnete und auf eine dampfende Pfanne wies, fügte er hinzu: „Det is die Ente!“

Santa Maria Maggiore.

Von Edmund Castelli.

Sie gehört zu den vier Jubiläumskirchen Roms, deren Portas sanctas das Heilige Jahr mit dem goldenen Hammer geöffnet hat. Die anderen drei sind: San Pietro im Vaticano, San Giovanni im Laterano und San Paolo.

Sie ist die größte aller Marienkirchen der Capitale und am Ende die älteste überhaupt. Von der Höhe des Esquilinischen Hügels beherrscht sie die Stadt und deren Weichbild, wachsend aus schon im augusteischen Alter berühmten Grund und Boden, weil sich hier das prächtige Grün der Gärten des Nacas spannt.

Weil sie die größte unter den etwa achtzig in Rom der Heiligen Jungfrau geweihten Kirchen ist, führt sie den Namen Maggiore. Nach der Stätte, auf der sie entstand, hieß sie einst Basilica Liberiana, nach der Legende, die sich an ihr Werden knüpft, Santa Maria ad Nives und schließlich wegen der hohen Reliquie, die man in ihr aufbewahrt, Santa Maria ad Praesepe. Denn hier fand die Krippe aus dem Stalle vor Bethlehem's Toren, in der der Heiland ruhte, ihre Unterkunft.

Eine Stunde nach dem „Angelus“, wenn alle Glocken Roms schweigen, ertönt von der Höhe ihres Campanile ein silbernes Stimmchen in die abendliche Ruhe. Das ist die „Campana dello Sperduto“. Denn man erzählt: Im tiefen Mittelalter, an einem finsternen Winterabend hatte sich ein einsamer Wanderer, der Rom vor Nacht erreichen wollte, inmitten der unsicheren Campagna verirrt. Schon war er der Verzweiflung nahe und gab die Hoffnung auf noch lebend eine menschliche Wohnung zu erreichen, da vernahm sein Ohr Klänge von bronzenen Lippen. Es war das Glöcklein von Santa Maria Maggiore, das ihm den Weg nach der Stadt zeigte und ihn rief. Seitdem lautet die „Campana dello Sperduto“ von der Höhe des Esquilin an jedem neuen Abend, für den Fall, daß ein Reisender solcher Hilfe bedarf.

Die Basilica ist uralte und ihr innerer Strahlenglanz weltberühmt. Hat doch das erste Gold aus der neuen Welt zur Ausschmückung ihres Deckengewölbes Verwendung gefunden. Auf seinen Schiffen brachte Christoph Columbus es aus Amerika mit. Der Genuaer legte dieses zu Füßen Isabellas der Katholischen nieder, und diese sandte es nach Rom an ihren Verwandten, den Papst Alexander VI. zur Zier dieser Kirche, deren Bischöfin sie selbst an der Seite des spanischen Königs war.

Schon das Rom der Kaiserzeit kannte keine Basiliken, deren berühmteste die Atriana die Palladiana und die Viciniana gewesen sind. Damals bedeutete dieses Wort nichts anderes als „Aula“. Es handelte sich um eine Halle, eine „Sala della Casa“, die aber auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte.

Es war ein architektonischer Begriff, und erst das Christentum hat diesem seinen spezifischen Inhalt gegeben. Die antike Basilica Viciniana ist es, die das Fundament der heutigen Santa Maria Maggiore auf dem Esquilin bildet. Zunächst ein heidnischer Versammlungsort wie jeder andere in Rom.

Innuitianus Marcellinus berichtet: Als Papst Liberius an der Spitze der Christenheit stand, befand sich hier ein Conventiculum. Dem Patriarchen Johannes und dem Heiligen Vater erschien in der Nacht auf den 5. August 352 sozusagen gleichzeitig die Jungfrau im Traum und gab ihnen die Weisung, ihr eine Kirche an derselben Stelle Roms zu errichten, die am nächsten Morgen mit Schnee bedeckt sei. Und siehe da! Am 5. August 352 glänzte der Gipfel des Esquilin weiß. So entstand hier, wo Maria ihren Perlmantel ausgebreitet hatte, der erste Bau.

Sixtus III. (422 bis 440) nahm dessen erste Erneuerung vor. Dann hat vor allen Dingen das Äußere der Kirche unglückliche Wandlungen erfahren, die letzte durch Ferdinando Fuga im Jahre 1742, welcher der Fassade den Stil, in dem sie sich heute noch zeigt, verliehen hat. Das große Mosaik Filippino Lippus etwa aus dem Jahre 1300, auf dem der Künstler in der martigen Art und Weise der römischen Schule seiner Zeit „das Wunder des Schnees“ zur Darstellung brachte, ist erhalten geblieben. Es hat kulturhistorisch einen ganz außerordentlichen Wert, weil es die Trachten des Klerus und der Bürgerschaft aus dem Rom des 13. Jahrhunderts zeigt.

In seinen „Mioni di Roma“ sagt Baracconi über dieses Kunstwerk: „Es ist, als läse man eine interessante Seite über das intime Leben aus dem Jahrhundert Nikolaus IV. Sie macht uns mit den Gebräuchen und der Etikette des damaligen päpstlichen Hofes vertraut. Wir sehen ein Schlafzimmer mit den Möbeln jener Epoche, das ausgemalte Innere einer Basilika, sehr eigenartige geistliche und weltliche Gewänder. Unter anderem ist der Papst in Grün gekleidet und läßt sich gleich einer indischen

Pagode einen großen Sonnenschirm vorantragen. Und nun gar die Geschichte des Schneewunders. Sie wird in allen ihren Einzelheiten mit großem Effekte wiedergegeben und spielt sich vor den Augen des Betrachters wie ein Drama in einzelnen Szenen ab."

Zur Verschönerung Santa Maria Maggiore haben Päpste, Kardinäle und Fürsten in Schenkungen und Stiftungen gewetteifert.

Oft ist die Frage erörtert worden, ob sich auch in der Nähe der Santa Maria Maggiore ein päpstlicher Palazzo wie der Lateran zur Seite San Giovanni und der Vatikan zu der San Pietro befand. Man war zu dem Schlusse gekommen, diese Frage zu verneinen. Und doch schien die von vielen Päpsten angewandte Formel „Datum apud Sanctam Mariam Majorem" für solche Annahme zu sprechen. Nun ist man aber vor wenigen Jahren bei dem Bau des Palazzo Pericoli in der Nähe der Kirche auf einen alten Portikus gestoßen, der die These daß sich hier einst ein päpstlicher Sitz befand wieder wahrcheinlicher macht.

War solches der Fall, dann mag dessen erster Erbauer Clemens III. gewesen sein, und zwar im Jahre 1184, als er Bischof von Palestrina war. Die Gegenpäpste Benedikt IX. und Anacleto II. die im 12. Jahrhundert eine große Macht entfalteten, änderten diese Palastanlage dermaßen, daß in den Tagen späterer Kämpfe muß dieses Gebäude verwaist worden und ohne eine Spur im Gedächtnis der Menschen gelassen zu haben verschwunden ein.

Trotz der vielen Wandlungen, die Santa Maria Maggiore im Laufe der Jahrhunderte durchmachte, hat sie doch, vor allem in ihrem Innern noch manches von dem ursprünglichen Bauplane ihres Schöpfers Nikolaus IV. (1280) bewahrt. Nach seiner Rückkehr aus Avignon (1377) ließ Gregor XI. den Campanile in romantischem Stile errichten. Die eleganten Kapitole und die lombarden Kapitollplatten, die den Turm heute zieren, gehören aber der beginnenden Renaissance an. Zu ihrer Vollendung gelangt diese erst im Quattrocento und entfaltete sich in der Kirche am Hochaltar und in dem berühmten Deckengewölbe zu höchster Harmonie. Der Entwurf der im Cinquecento erbauten Kapelle der Verkündigung ist aus keinem Geringeren als aus Michelangelo zurückzuführen. Sima und Paulina gehören dem Seicento an.

Im Jahre 1669 erteilte Clemens IX. dem Verrum den Befehl die Tribuna von Santa Maria Maggiore zu erweitern und zu erneuern. Allem der Papst starb bevor der Künstler noch begonnen und sein Nachfolger Clemens X. wandte sich in dieser Sache an Carlo Rainaldi, der so der Schöpfer der Tribuna in ihrer heutigen Gestalt geworden ist. Unter dem Pontifikate Benedikt XIV. (Lambertini) hat die Kirche ihr jetziges inneres Aussehen erlangt.

Amerika erhält eine Nationalhymne.

Von Ernst Doris.

Soeben wurde auf Beschluß der Gesetzgebung das „Sternenbannerlied" zur amerikanischen Nationalhymne ernannt. Über 6 Millionen Amerikaner hatten diesen Schritt gefordert.

Die letzten zwölf Jahre waren wohl die bewegtesten Zeiten für Nationalhymnen, die es gegeben hat, seit es Nationalhymnen gibt. Seit dem Ende des Weltkrieges erlebten wir den Sturz von mehr alten und die Geburt von mehr neuen Nationalhymnen, denn in irgend einem ähnlich langen Zeitraum zuvor. Vor wenigen Tagen aber trat das festeste Ereignis ein, daß eine große Nation ihrem Nationallied den Rang erhöhte: der „Star Spangled Banner", das Sternenbannerlied ist nunmehr nicht bloß Flaggengesang der Armee und der Flotte der Vereinigten Staaten. Es ist jetzt, auf Beschluß der Gesetzgebung, die amerikanische Nationalhymne schlechthin. Zwei Konkurrenten hatte das Sternenbannerlied aus dem Felde zu schlagen, ehe es, 116 Jahre nach seiner Geburt, zu der allerhöchsten Ehre befördert wurde: „Dante Doodle" und „Heil, Kolumbia!" Die Wahl, die dem Sternenbannerlied den Vorzug gab, ist keineswegs überraschend, merkwürdig ist vielmehr nur, daß man so lange zögern konnte.

Das Sternenbannerlied hat, gleich der Marseillaise, von der es offenbar auch beeinflusst ist, eine Geschichte, die in Amerika sehr bekannt ist. 1814, in dem letzten Kriege, den die jungen Vereinigten Staaten gegen ihr einstiges Mutterland England führten, begab sich Mr. Ken, Rechtsanwalt aus Baltimore, zum Kommandanten der feindlichen Flotte, um sich für einen gefangenen Freund zu verwenden. Er erreichte nichts, er wurde vielmehr, während Fort McHenry, ein Vorwerk von Baltimore, von der englischen Flotte beschossen wurde, selbst gefangen gesetzt. Er verbrachte eine ganze Nacht, das Bombardement ließ ihn kein Auge zutun, aber als er am Morgen durch eine Luke blinzelte und die

rot-weiß-blaue amerikanische Flagge der Sterne und Streifen noch immer stolz auf Fort McHenry wehen sah, da machte sich sein frohes Gefühl der Erleichterung und der Zuversicht in einem Gedicht Luft, das er sofort, in englischer Gefangenschaft und mit englischer Tinte, aber mit echt amerikanischem Verstand niederschrieb. Es war ein bühnen im Stil der Musik Halls jener Zeit gehalten, in drittklassigen Versen, die von Mietflinshorden sprachen, deren schmutzige Fußspur vom Heimatboden nun Gott sei Dank mit Blut abgewaschen worden sei. Nachher, als Amerika und Rechtsanwalt Ken wieder frei waren, kam James Stafford Smith und komponierte zum Sternenbannerlied die bekannte Melodie. So lernte es jedes Schulkind in Amerika.

So hatten sie es auch in ihrer Jugend gelernt, die braven Männer aus Maryland, die einsaßen in den hochgewölbten Zuschauksaal des Abgeordnetenhauses, gefolgt von Veteranen, Veteranen-Enten und Urenten und einer Militärkapelle. Obgleich jedes einzelne Mitglied des Justizauschusses (was hat wohl die Justiz mit dem Nationallied zu schaffen?) das Sternenbannerlied als Privatmann von Kind auf kennen mußte war es dem Zuschauer als solchem amtlich unbekannt. Mr. Pinchum, Abgeordneter aus Maryland, hatte die Beförderung zum Nationallied beantragt. Es war aber behauptet worden, daß das Sternenbannerlied für eine Nationalhymne zu hoch sei. Und so trat die Militärkapelle eines Kriegsschiffes unter Klarinetten und Trompeten formte einen Halbkreis und spielte das Lied. Dann schob man zwei Knaben mit Sopranstimmen vor die Estrade und sie sangen alle vier Strophen, die einst der brave Adoniat in seiner Verzweiflung und Freude gedichtet hatte, um zu beweisen, daß das Sternenbannerlied für das amerikanische Volk weder dem Sinne seiner Worte noch der Lage seiner Töne noch zu hoch sei. Jetzt trat Kapitän Walter J. Rouse vor, ein Mann von amerikanischer Martialität, mit Hornbrille und Doppelkinn, schneeweißem Haar und Schnurrbart, mit einem roten Kragen von Dekorationsstreifen an der linken Brust, wies mit feierlicher Gebärde auf achtzehn Papierrollen, die herangebracht wurden und entfaltete bedächtig eine lange Pergamentrolle. Er konnte beweisen, daß 6.020.000 Amerikaner durch ihre eigenhändige Unterschrift die Kanonenhymne des Sternenbannerliedes dringend gefordert hatten.

Fabelhaft.

Es gibt ein Wort, das inhaltschwer Die schöne, deutsche Sprache meistert, Das Tag um Tag, gedankenleer, Durch jede Unterhaltung geistert. Besonders finden unsre Frauen, Dank ihrer bildhaft starken Kraft, Jetzt alles, was sie fühlen, schauen, Fabelhaft!

Als er mich küßte, fiel ein Stern, Das war ganz fabelhaft, Luise! Der letzte Urlaub in Luzern, Das kleine Becken auf der Wiese, — Die Sängerin die Erbsenluppe, Das Nilpferd, wie es schlaftrig gafft, Des Schneebedeckten Berges Kuppe, — Fabelhaft!

Frau Irma Meiers neuer Hut, Die sogenannte Not der Zeiten, Dithelos Leidenschaft und Glut, Des Dufels Ehemidrahten; Das Essen, das jetzt Schmidts gegeben; Der Tod der Müller fortgerafft, So mitten aus dem vollen Leben, — Fabelhaft!

Die Sinfonie, die Dauerwürst, Die Malern unizes kleinen Witz, Der Tante sehr verdächtig'ger Durst, Der dritte Bräutigam der Tilla; Die Lodenpracht, die fahlen Stellen, Was Vater täglich nur verpafft! Des Meeres und der Liebe Wellen; — Fabelhaft!

Die Seuche packt das ganze Land, Es fabelhaftet allerorten, „Entzündend!" selbst und „amüsant" Sind fabelhaft erledigt worden. Du lieber Gott im Himmel droben! Schaff Wandel hier mit deiner Kraft! Wir wollen auch erhöht dich loben, Fabelhaft!

B. u. d.